

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 63.

Mittwoch, 14. März

1928.

(10. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Kummel.

Glücklicherweise hatte der Sturm mit dem Morgen grauen etwas abgeflaut, auch der Regen hatte aufgehört.

Der Fischer lenkte seine Schritte zu dem winzigen, durch Steindämme geschützten Hafen und zeigte mit der Hand auf ein breites, flaches, schwerkgebautes Boot.

Ried nickte befriedigt. „Der Kasten verträgt schon einen Buff und ein paar tüchtige Wellen, ohne gleich umzuschmeißen. Aber um ihn vorwärts zu bringen, wird man sich abplagen müssen wie ehemals ein Galeerensträfling.“ — Zustimmung nickte der Fischer und grinste wieder über das ganze Gesicht.

„Also fahr' er in Teufels Namen denn mit.“

„Nein.“

„Also denn nein. Halt' Er keine Maulaffen mehr wil, und mach' Er wenigstens, zum Henker, sein altes Schauervehikel endlich fahrbereit.“

Der Fischer kletterte in das Boot, nahm von der Hafenbrüstung einen großen, breiten Schöpfer, und löffelte damit das Regenwasser der Nacht aus, legte den Schöpfer ins Boot und setzte die Ruder ein.

„Fertig?“

Der Fischer nickte.

Ried stieg hinab und setzte sich auf die Ruderbank. „Raus nun mit Ihm aus seiner Schaluppe. Ich habe mehr Eile, als Er je in seinem Leben gehabt hat und je haben wird. Raus, sag' ich.“

Der Fischer machte keine Miene, auszustiegen.

„Koh“, sagte er lakonisch.

„Koh? Es ist ein Koh. Was für ein Koh? — Ah — Er meint meinen schönen Rappen. Richtig. Den bekommt Er, wenn mich der See verschlungen hat. Aber erst dann und keine Sekunde früher.“

Der Fischer machte die Bewegung des Schreibens.

„Einen Schein will Er darüber. Wie schlau. Soll ich haben.“ Ried entnahm seiner Tasche ein Stück Papier. — „Wie heißt Er?“

„Hanns Frymann.“

„Verheiratet?“

Hanns Frymann schüttelte energisch den Kopf.

Ried schrieb und las: „Wir Albrecht von Ried, nicht hoch erfahren in all denen rebus nauticis, bekennen und geben urkundlich zu wissen, daß, so uns in dem gefährlichsten Gewässer des lac de Bienné einem höheren und weiseren Ratsschluß zufolge zu verkaufen verbeschieden wäre, wir dem ehrenwerten und tugend samen Jüngling Hanns Frymann unser Leib- und Schlachtroß der Rapp benamset, so da stehet im Falken zu Neuenstadt, leztwillig zuzuschreiben gedenken.“

Gegeben nach Wohlgetaner und männlicher Überlegung im Wasserschiff des oben genannten Frymann am Quirinstag 1766. Albrecht von Ried.“

Noch während Ried las, hatte Hanns Frymann das Papier wieder an sich gerissen und steckte es eilig in seine Rocktasche.

„Und wo soll ich landen?“

Der Fischer wies über die weißen Schaumkämme hinweg nach einer Stelle auf der Insel, wo ein Hügel sich ins Wasser senkte.

„Und gleich dort drüben?“ Ried zeigte nach einem gelbgrünen Streifen, der sich von der Insel südwärts nach dem weißen Dörschen von Erlach hinzog.

„Dort nicht.“ Hanns Frymann suchte ihm begreiflich zu machen, daß dies nur scheinbar fester Boden, in Wirklichkeit aber nichts als Sumpf, Schilf und Binsen sei.

„So stoß Er mich ab.“

Frymann gab dem Boot einen kräftigen Ruck, daß es aus der Hafeneinfahrt ins freie Fahrwasser hinaus-schaufelte.

Ried sah bald, daß er nicht viel für die Vorwärtsbewegung des Bootes zu tun brauchte. Ganz von selbst trugen die Wellen das Fahrzeug dahin, wo sein Endziel lag. Ebenso half der Wind mit, der, je weiter er vom Ufer weg in den See hinauskam, desto stärker wehte. Er hatte eigentlich nur darauf zu achten, daß er die Wellen nicht von der Seite bekam. Denn schon die erste, die ihn seitwärts gefaßt, hatte ihm eine tüchtige Ladung Wasser über den Bootsrand hineingeworfen. So hieß es, wohl auf der Hut sein, denn nur langsam und schwerfällig gehorchte das Boot dem Zuge der Ruder.

In der Mitte des Sees erwies sich die Dünung doch erheblich höher, als sich das vom Land aus angesehen hatte. Die Kraft, die eine solche Welle verkörperte, war größer als er das je gedacht hätte. Jede, die mit weißer Gischtkrone heranstürmte, schob mit einem heftigen Stoß das schwere Flachboot ein gutes Stück vorwärts. Langsamer wurde wieder die Fahrt, bis die nächste Woge seinem tragen Seepferde ein paar neue, aufmunternde Sporen gab. Manche dieser Wellen machte kein besonders freundliches Gesicht, wenn sie schwarz und dumpf grollend auf ihn lossegelte, sich blähte und wuchs, weißen Gischt aus dem triefenden Munde fallen ließ. Aber es wurde niemals so schlimm wie es sich ansah. Im letzten Augenblick kletterte das Boot ihr immer wieder auf den breiten Rücken und ließ sich durch ihr Kumoren hiervon nicht abhalten. Das feindliche Element mußte unter dem ihm aufgelegten Holzbock des Bootes hindurch. Nur einigen sehr hohen Brechern glückte es, eine kleine Sintflut in das Fahrzeug hineinzuwerfen. Mit dem einen Ruder das Boot in der Richtung haltend, mit der anderen Hand ausschöpfend, gongelte Ried langsam seinem Ziele zu. Endlich war der See überquert, und Ried hielt sich nun in der Nähe der nach Erlach hinüberspringenden Schilfgasse. Hier war der See leichter, der Wellenschlag weniger heftig. Er hatte jetzt nur mehr darauf zu achten, daß er nicht, wie es ihm einige Male zustieß, von der Dünung ganz in die Binsen geworfen werde.

Hanns Frymann, der bisher auf dem Hafendamms stehen geblieben war, wohl immer darauf wartend, daß der Rappe heute noch sein würde, war von seinem Beobachtungsposten verschwunden. Der schwarze Strich, den er aus der Ferne für Rieds Augen dargestellt hatte, war plötzlich weggewischt. Ried wußte, daß er das Spiel nunmehr gewonnen hatte.

Schiff und Binsen gingen allmählich in Weiden und

Erlen über. Als Ried die ersten, größeren Bäume und festen Boden vor sich sah, warf er das Fahrzeug herum und steuerte dem Lande zu. Das Boot lief über flachen und seichten Strand, über weichen, feinkörnigen Kies am Ufer auf. Er sprang heraus und zog es, so hoch er konnte, aufs Land.

Der Ankömmling sah sich um. Vor ihm lag eine Wildnis von Unterholz, dahinter dichter Wald, der einen Hügel hinaufflettete. Nirgends aber sah er ein Haus oder auch nur eine Spur davon, daß hier Menschen wohnten. Er schlug sich durch Gestrüpp und Bäume, kam auf eine Waldwiese, die von den ersten Frühlingsblumen weiß und gelb gesprengt war. Hier entdeckte er einen schmalen, kaum sichtbaren Fußweg. Er folgte ihm, umging den Hügel im Bogen und durchquerte die Insel. Vor ihm tauchte der andere Seearm und das flache, grüne Ostufer auf. Er bemerkte die ersten Zeichen menschlicher Tätigkeit, ein umgebrochenes Ackerfeld. Gute, breite Wiesen senkten sich leicht in ihrem ersten jungen Grün von Waldhügel zum See hinab. In der Ferne tauchte eine Baumgruppe auf. Darunter ein von einem Garten umgebener ansehnlicher Gebäudestock. Aber auch um dieses Haus war es wiederum so still, als ob es nicht bewohnt wäre. Erst als Ried näher kam, hörte er Kinderstimmen, hörte er im Hofraum ein Beil, das Holz spaltete.

Er trat in den Hof. Ein großer, schwerer hemdärmeliger Mann durchhieb Holzklöbe, daß die Scheite nach allen Richtungen weit davonflogen. Er drehte Ried den Rücken und war in seine Arbeit so vertieft, daß er den Eintritt des Fremden nicht bemerkte. Erst als er nach einem neben ihm auf dem Boden stehenden Weinglas greifen wollte, sah er ihn.

„Grüß Euch“, brummte er erstaunt und nicht gerade sehr freundlich in seinen dichten, buschigen braunen Vollbart. „Steht da fast wie ein Geist neben mir. Seid Ihr herübergeflogen?“

„Gefahren.“

„Mit einem Fischer?“

„Allein.“

„Wirklich? Dann allen Respekt. Bei solchem Wetter wagen's nicht viele.“ Er nahm einen Schluck Weißwein aus seinem Glas, griff wieder zur Axt und machte sich von neuem ans Holzspalten.

Ried war sich im unklaren. Der Gabriel Engel, den er im Kopfe hatte, war ein hochaufgeschossener und schmaler, bartloser Junge gewesen. Dieser da — und er sah schon nach dem Schaffner der Insel und nicht nach einem Knecht aus — war ein fester, stämmiger Mann mit Armen, wie sie die Herkulesse in den französischen Gärten hatten, mit einer breiten Brust, die behaart durch das offene Hemd blickte.

„Besseres Wetter abwarten“, setzte Ried die Unterhaltung fort, „wer das kann, tut gut daran. Ich hatte nicht die Zeit dazu.“

„Habt Ihr etwas Eiliges zu besorgen?“ spöttelte der Holzspalter, unterbrach seine Arbeit auf einen Augenblick und musterte den Neuankömmling aufmerksam von oben bis unten. „Eiliges, mein lieber Herr, hat es auf dieser Insel nie gegeben, wird es nie geben.“

„Wenn bisher nicht, dann heute zum ersten Male.“

„Ganz wie Ihr meint. Ich werd' Euch aber erst Glauben schenken, wenn Ihr mir das näher erklärt habt.“

„Er ist der Schaffner der Insel?“

„Wenn es Euch so beliebt, und der Herr nichts dagegen haben. Ward vom Bürgerhospital zu Bern, dem die Insel von altersher zu eigen, vor sieben Jahren hierzu bestellt.“ Höher schwang sich sein Arm empor, weiter flogen die Scheite. Er begann sich über den hergeschnittenen Fremden, der ihn mit seinem Gerede und Frage in der Arbeit behinderte, zu ärgern.

„Er schreibt sich Gabriel Engel?“

„Gabriel Engel aus der Brunnmühle in Digerz, ob es dem Herrn so genehm ist oder nicht.“

„Und weil Er sich Gabriel Engel schreibt, deshalb bin ich hierher gekommen.“

„Verstehe den Herrn wer da mag. Ich nicht. Bin

dem Herrn nie im Leben begegnet, kenn' Ihn nicht, hab' auch weiter kein Verlangen, Ihn kennen zu lernen.“ Ein Holzseil flog Ried vor die Füße.

„Er lahm't da, wie ich sehe, auf einem Bein?“

„Könnt' ein Blinder sehen, ist aber meine Sache, wenn ich es tue, meine höchst eigene Sache. Braucht sie keiner zu bereden.“

„Das lahme Bein kommt von einer Kugel?“

„Von einer gottverdammten, verfluchten Kugel.“ Er hielt in seiner Arbeit inne. „Woher weiß der Herr das?“

„Sie traf Ihn vor acht Jahren unter Sendflüg bei Roffbach.“

„Seid Ihr allwissend, ein Teufel und Hexenmeister?“

„Keines von beiden, und weiß noch mehr. Sie traf Ihn just, als Er über einen Graben setzte.“

Der Schaffner ließ das Beil fallen und starrte Ried mit großen, weitaufgerissenen Augen an.

„Den, der auf Euch geschossen, schlug Euer Nebenmann im Gliede, der rote Kaspar, nieder. Er fiel wie ein Scheit, das Er mit seiner Axt da spaltet, zu Boden. Und was das Weitere anlangt, nahm sich der Junker Ried Euer ein wenig an.“

„Hat mich selbst zum Feldscher gebracht, hat sonst für mich gesorgt, wie ein Landsmann es für den anderen nicht besser tun kann. War ein gar wilder Teufel, der Ried. Der Tollsten einer, so jung er war. Wo dem sein Kreuz wohl stehen mag?“

„Auf Ile de la Motte, auf Eurer Petersinsel, so glaub' ich.“

„Nein, Herr. Bisher habt Ihr alles richtig und ehrlich gewußt. Aber da irrt Ihr nun einmal. Seit hundert Jahren ward hier keiner mehr begraben. Müßt' es doch wissen, ich, als Schaffner.“

„Sprecht nicht vom Begraben. Euer Junker lebt“ — er breitete wohligh die Arme — „lebt und schleppt sein ganzes Erdenkreuz mühselig mit sich herum.“

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Pelles Reise nach Stockholm.

Humoreske von Ilse C. Tromm (Göteborg).

Onkel Pelle, der eigentlich Per hieß, wollte verreisen. Er war deshalb wie immer, wenn er etwas Bedeutendes vorhatte, nervös. Schon von seiner frühesten Kindheit an litt er an Reisekrankheit. Seine Frau, die gute Tante Zinobia, und ich wußten das. Wir kannten auch seine übrigen Eigenheiten und trugen ihnen in jeder Beziehung Rechnung. Ein paar Stunden vor der Abfahrt des Zuges hatte sich Onkel Pelle in seinem Zimmer eingeschlossen, und mit dem Einpacken seiner Sachen für die Reise begonnen. Was er da alles für den dreitägigen Aufenthalt in Stockholm zusammenpackte, das wußten die Götter. Jedenfalls stellte es sich nachher heraus, daß sich der Koffer infolge seiner Schwere nur mit Mühe fortzuschaffen ließ. Tante Zinobia schlug schließlich vor, ein Auto zu nehmen, was jedoch Onkel Pelle aus Sparsamkeitsgründen ablehnte.

„Hast du nun auch wirklich alles bei dir, Pelle?“ fragte Zinobia, als wir vom fünften Stock hinabstiegen und unter der Last des schweren Koffers leuchteten. Onkel Pelle versicherte mit Überzeugung, alles zu haben. Er stellte sich neben seinen Koffer, den er nicht aus den Augen ließ, auf die vordere Plattform der Elektrischen, während wir im Wagen Platz nahmen. Doch kaum hatte sich dieser in Bewegung gesetzt, als Pelle wie besessen an die Scheiben klopfte, wodurch er natürlich die Aufmerksamkeit aller Fahrgäste erregte. Darauf versuchte er verzweifelt, die Tür gewaltsam zu öffnen. Die Tür widerstand diesen Versuchen. Nun schrie er durch das obere Türloch, durch das sich der Schaffner mit den Fahrgästen der vorderen Plattform verständigt, es hätte ihm die ganze Zeit etwas gefehlt. Nun wüßte er es. Er habe seinen Stock vergessen. Wir hätten aber auch daran denken können! Ich sollte augenblicklich aussteigen und ihn holen. Er stände in der Halle rechts hinter der Zentralheizung und sei umgefallen. Ich sollte mich beeilen.

Ich stieg an der nächsten Haltestelle aus und begab mich schleunigst zurück, um den Stock zu holen.

Unterdessen war Onkel Pelle mit Tante Zinobia am Bahnhof angekommen. Er stürzte sich blindlings auf den Zeitungskiosk, um sich mit ausreichender Reiseliteratur zu versehen, da entdeckten seine suchenden Blicke eine seitgedruckte Notiz in „Dagens Nyheter“ von einer Auktion erregenden Unterschlagung. Das mußte er sofort sehen. Er

suchte nach seinen Augengläsern, durchstöberte alle Taschen und fand sie nicht. Sein Gesicht schwoll blaurot an.

„Zinobia“, leuchtete er, „Zinobia, ich habe meine Augengläser vergessen. Sprich schnell nach Hause und hole sie.“

„Ich kann nicht nach Hause springen“. Warum hast du sie überhaupt liegen lassen? Hastest du nicht Zeit genug, an alles zu denken?“

„Zinobia“, entgegnete er sanft, „Zinobia, nimm ein Auto.“

„So, ein Auto meinst du? Vorhin hatten wir kein Geld für ein Auto. Da es aber jetzt gibt, deine Dummheit wieder gut zu machen, da muß es natürlich ein Auto sein.“

„Jeder kann mal etwas vergessen“, sagte Onkel Belle ungeduldig, mit einer Stimme, die keinen weiteren Widerstand mehr duldet, „fahr nun endlich los.“ — Und Tante Zinobia fuhr los. Sie fand nach längerem Durchsuchen des bezeichneten Zimmers die Brille auf dem Schreibtisch. Dabei machte sie gleichzeitig die überraschende Entdeckung, daß das zwanzigbändige Nordische Konversationslexikon sowie ein paar andere Nachschlagebücher verschwunden waren.

„Er will Kreuzworträtsel raten“, dachte Zinobia merkwürdig losig, „nun erklärt es sich ja, warum der Koffer so unglaublich schwer ist.“ Nachdem sie den Chauffeur bezahlt hatte, kam sie wieder auf dem Bahnhof an. Onkel Belle war seelenvergnügt, weil er wieder im Besitz der Unentbehrlichen war, und beglückte die von seiner teuren Gattin erlegten 2,80 Kronen mit einem funkelneuen Zehnkrone Schein, den Tante Zinobia ihrerseits noch selbigen Tages im Warenhaus umzuverkaufen trachtete, denn dort war „Ausverkauf“.

Ungebuldig sahen die beiden Ehegatten der Abfahrt des Zuges entgegen. Man hatte sich natürlich, wie oft in solchen Fällen, nichts mehr zu sagen. Nur um das Peinvolle dieser letzten schweigenden Minuten zu unterbrechen, meinte Tante Zinobia, er habe doch wohl seine Fahrkarte zur Hand. Das lange Suchen im Zuge wirkte immer so lächerlich. — Sie hätte das nicht sagen sollen. Diese harmlosen Worte trafen Onkel Belle wie ein vernichtender Blitz. Er tastete seine Taschen ab, und nach nervösem Durchsuchen seiner sämtlichen neunzehn Taschen kam er zu dem niederschmetternden Ergebnis, daß er die Fahrkarte nicht bei sich, sondern in seinem Kontorschreibtisch liegen hatte. In zehn Minuten sollte der Zug abfahren.

Onkel Belle stieß alle Mitmenschen, die ihm im Wege standen, rücksichtslos mit den Ellbogen beiseite und stürzte zum nächsten Fernsprecher. Die wenigen Sekunden, welche die Verbindung mit der gewünschten Nummer in Anspruch nahmen, schienen ihm Ewigkeiten. Die Stimme am anderen Ende der Stricke behauptete, nach einigen Mißverständnissen, die Schublade sei zugeschlossen. „Aufbrechen“, schrie Belle außer sich vor Aufregung, „aufbrechen — Auto — Stocholmszug — uff!“

Nachdem er den Hörer hingeworfen hatte, fiel ihm ein, daß gerade in der Schublade ein paar Briefe... Himmel — der Bernström würde doch wohl nicht indiskret sein —? Er, Belle, hatte ihn ja neulich selbst mit einer Dame im „Grand“ getroffen, mit der dieser gewiß nicht verheiratet war. Na, der würde ja eigentlich nichts sagen — aber wissen konnte man doch nicht... Wer weiß, was nun alles aus der dummen Geschichte entstehen konnte. Vielleicht eine Scheidung. Vielleicht noch Schlimmeres, eine unglückliche Ehe für den Rest seines Daseins. Wissen konnte man ja nichts. Natürlich war nur Zinobia schuld an der ganzen unglücklichen Geschichte. Warum stellte sie so neugierige Fragen? Was ging es sie an, ob er seine Fahrkarte hatte? Er hätte ja nachbezahlen können, wenn es sich im Zuge herausgestellt hätte, daß er die Karte vergessen hatte. Das war nur seine eigene Angelegenheit. Nein — das Aufbrechen mußte unter allen Umständen vermieden werden. Er griff wieder den Telefonhörer.

„Hallo — 55 756 — ja —? Schloß nicht aufbrechen — Herr Bernström — ich habe Fahrkarte schon gefunden. Sie steckt in der Westentasche. Wie —? Was sagen Sie? Der Junge ist schon unterwegs? — Nicht möglich — Teufel nochmal —“

Wie betäubt stand Onkel Belle in der Bahnhofshalle. Menschen rasten vorüber. Ich kam mit dem Spazierstock, den ich ihm in die Hand drückte. Wir gingen auf den Bahnsteig hinaus, auf dem Tante Zinobia mit allen Anzeichen der Aufregung uns erwartete. Sie hatte natürlich Angst, ihr Mann würde nicht mitkommen; sie hatte sich ja bereits auf den Warenhausbesuch eingestellt, auf den sie unter keinen Umständen verzichten wollte. Die Beamten begannen schon die Türen zu schließen. Die Reisenden drängten sich in den Abteilen. Die große Glocke, die das Zeichen zur Abfahrt des Zuges gab, läutete. Tante Zinobia ergriff kurz entschlossen ihren Mann und kniffte ihn in den Wagen hinein. Den Koffer schleppte sie mit Riesenträften nach und setzte ihn auf die Füße der Reisenden. Geräuschlos glitt dann der elektrische Zug aus der Halle.

Onkel Belle hing mit halbem Oberkörper aus dem Fenster

und streckte wie ein Ertrinkender beide Hände nach uns aus. Er schrie auch etwas, aber das verstanden wir nicht mehr. Der Laufjunge vom Kontor kam mit der Fahrkarte, die er in der hochgehobenen Hand schwenkte. Tante Zinobia nahm sie ihm ab und verbarg sie in ihrer Handtasche. Sie beschloß, sich das Geld auszahlen zu lassen und sich einen neuen Hut dafür zu kaufen. Dann begaben wir uns vergnügt zum Warenhaus.

Es ist zwischen ihnen nicht zur Ehescheidung gekommen. Onkel Belle ist längst wieder zu Hause. Er umgibt seine Zinobia mit geradezu rührender Liebe, wie sie nur ein schlechtes Gewissen nach langjähriger Ehe hervorbringen kann. Bernström war natürlich verschwiegen, mir aber hat Onkel Belle neulich gebeichtet, wie schrecklich die drei Stocholmer Tage für ihn gewesen seien. Seine Unruhe war so heftig, daß er kein einziges Kreuzworträtsel löste und nachts vor Nervosität nicht schlafen konnte.

Überfall!

Von Hellmuth Unger.

Vor dem Haustor einer der schönsten Villen in der schneebedeckten Gartenstraße hielt ein einsames Auto. Es war noch Nacht, etwa 4 Uhr in der Frühe, und um diese Winterzeit währt die Dunkelheit lange.

Der Chauffeur am Steuer hatte mehrmals zu den beiden beleuchteten Fenstern im ersten Stockwerk hinaufgeblinzt und Signal gegeben. Dann war er in einen leichten Schlaf versunken, aus dem ihn erst die Stimme des Herrn aufschreckte, der inzwischen das Gartentor verschlossen und die Wagentür geöffnet hatte.

„Los, es wird höchste Zeit. In zehn Minuten müssen wir am Bahnhof sein.“

Der Chauffeur zog die Mütze, half dem Herrn, der in einen schweren schwarzen Pelzmantel mit braunem Ottertragen eingehüllt war, beim Einsteigen und wollte den Motor anspringen lassen.

Bei der herrschenden Kälte mochte das Wasser im Kühler aber eingetroren sein. So sehr der Mann sich auch mühte, er bekam seinen Wagen nicht in Gang.

Der Herr wurde immer ungeduldiger. Er stieg aus und redete auf seinen Angestellten ein, der sich zu entschuldigen versuchte.

„Unsinn, wenn Sie nicht geschlafen hätten...“

„Ich könnte mir etwas heißes Wasser geben lassen.“

„Um diese Zeit! Dann muß ich eben zu Fuß gehen. Und wenn der D-Zug keine Verspätung hat? Der Teufel soll Sie holen! Spielen Sie doch nicht den Chauffeur, wenn Sie von Ihrem Geschäft nichts verstehen!“

„Vielleicht könnte man einen andern...“

Der Herr im Pelzmantel beachtete den neuen Einwurf nicht mehr. Er hatte eine lederne Aktienmappe von den Postern genommen und eilte jetzt durch den nahen Park dem Bahnhof zu. Es war noch nicht ausgeschloffen, der Frühzug zu erreichen.

Mitten in den einsamen Anlagen, die in tiefster Stille versanken, erhob sich von einer Bank plötzlich ein Landstreicher, als der Herr im Pelzmantel vorüber wollte, und stellte sich ihm, die Hände in den Hosentaschen, in den Weg. „Sieh einer mal an, das hätte ich gar nicht mehr erwartet!“

„Was? Wen hätten Sie nicht mehr erwartet?“

„Sie oder irgendeinen. Das ist mir ja gleich.“

„Gehen Sie sofort aus dem Weg oder...“

„Oder?“ fragte lachend der Vagabund.

Man kann keinen verprügeln, wenn man keinen Stock bei sich hat, oder ihn mit einem Revolver drohen, wenn man ohne Waffe ist und annehmen muß, daß der andere sich jeder Bewegung zuvorkommt.

„Gehen Sie aus dem Weg, sage ich Ihnen, oder ich rufe die Polizei!“

„Die Polizei! Bei der Kälte! Haben Sie eine Ahnung Sie würden sich nur die Kehle heißer schreien.“

„Ich habe nicht die geringste Zeit mehr, wenn Sie das vielleicht verstehen. Ich muß den Zug nach Berlin erreichen. Sonst wäre ich wohl nicht mitten in der Nacht aufgestanden.“

„Das interessiert mich alles sehr wenig, mein Herr, wenn Sie das vielleicht auch verstehen. Ich bin ein armer Teufel, der hier beinahe festgefroren ist, und der eine heiße Tasse Kaffee braucht und etwas zu essen. Ich bettle mich gern.“

„Sie drohen?“

„Wenn Sie es so nennen wollen. Auf keinen Fall will ich Sie länger aufhalten, als es Ihre kostbare Zeit erlaubt.“

„Ich habe kein Kleingeld in der Tasche.“

„Ein Hundertmarkschein ist mir sympathischer.“

